

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 erscheint oft wie ein letzter vormoderne Krieg. Womöglich auch deshalb hat er in den letzten Jahren, sieht man von einer Pariser Ausstellung im Sommer 2017 ab (F.A.Z. vom 6. Juni 2017), wenig allgemeine Aufmerksamkeit gefunden. Der Erste Weltkrieg hat schon alle Zeichen einer neuen Zeit. Dagegen scheint uns der Krieg von 1870/71 wie ein kurzes Gewitter. Nicht einmal zehn Monate vergingen zwischen der Kriegserklärung am 19. Juli 1870 und dem Friedensschluss am 10. Mai 1871. Dazwischen lagen Schlachten, die wie in ältesten Zeiten in einem Tag geschlagen waren: Wörth und Spichern, Gravelotte, Mars-la-Tour und zuletzt Sedan. Das Bild in der deutschen Erinnerung ist das eines schnellen, glänzenden Erfolgs. Doch nach Sedan und der Gefangennahme Napoleons III. war zwar das französische Zweite Kaiserreich geschlagen, nicht aber Frankreich. Es folgten Monate verlustreicher Kämpfe zwischen deutschen Armeen und Truppen der französischen Republik in einem „Volkskrieg“.

Den vor allem will Tobias Arand, Professor für Geschichte und ihre Didaktik an der PH Ludwigsburg, ins Licht rücken mit seinem Buch „1870/71. Die Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges erzählt in Einzelschicksalen“. Der Autor hat sich dabei „weniger ein wissenschaftliches Werk“ vorgenommen als ein „Lesebuch im Wortsinn“. Die „Einzelschicksale“ sind aus der Spitze der Hierarchie genauso wie aus dem Gros der Bevölkerung genommen, von Deutschen und Franzosen, wobei Letztere allerdings nur etwa ein Viertel ausmachen. Dabei arbeitet der Autor nicht allein mit Auszügen aus Briefen, Tagebüchern und dergleichen. Vielmehr schildert er auch, was die von ihm ausgewählten Akteure tun und leiden, und skizziert den Fortgang des historischen Prozesses. Quellenzitate sind immer nur ein Teil seiner Darstellung.

Die Orientierung an einzelnen Personen ist zunächst ein Trick, das Interesse des Lesers zu wecken; Biographisches ist gängig. Aber es liegt in dieser Darstellung auch die Möglichkeit, die Komplexität und Widersprüchlichkeit des Geschehens zu zeigen. Und so macht der Leser doch erhebliche Erkenntnisgewinne. Dass der Krieg schrecklich ist, das hat man auch früher schon gewusst. Aber was es heißt, dass es bei der Versorgung der Verwundeten an Narkose- und Schmerzmitteln fehlt, das will genauer beschrieben sein. Auch die Gesunden litten, an Hunger vor allem. Der frühe Sommer 1870 war extrem trocken gewesen und die Ernte schlecht. Weil ein Krieg kaum zu planen ist, auch nicht für den so systematisch vorgehenden preußischen Generalstab – was dessen Chef Helmuth von Moltke von vornherein klar ist –, konnte die Versorgung der Truppen nicht reibungslos funktionieren. Die Requirierung von Lebensmitteln durch die deutschen Armeen sollte streng rechtmäßig vorstattengehen, doch die ruppige Art vieler Heeresbeamten sorgte für böses Blut.

Oft werden die deutschen Siege vor allem auf die überlegene Planung zurückgeführt, aber die bessere Führung hatte nicht allein damit zu tun. Die „Auftragstaktik“, die Art der Führung, die den örtlichen Offizieren die Aufgaben nennt und ihnen freie Hand in der Wahl der Mittel lässt, ermöglichte die notwendige Flexibilität und Initiative, begünstigte aber auch eine besondere Bravour, die immer wieder mit großen, ja schrecklichen Verlusten einherging. Die Kämpfe, so bei Saint-Privat, gehen bis in die persönliche Raserei. Ein



Die Stadt Paris stellt sich dem Hunger entgegen, der mit dem preußischen Adler heranfliegt: „Die Belagerung von Paris, Allegorie“ (1884) von Ernest Meissonier, der selbst an den Kämpfen als Offizier im Generalstab der Nationalgarde teilgenommen hatte. Foto AGK

Der Fortschritt zur nationalen Barbarei

Als der Patriotismus in Hass und grimmige Feindbilder vom Nachbarn ausartete: Tobias Arand führt den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 in biographischen Einzelaufnahmen vor Augen

Zeuge spricht von dem Moment, „wo das Menschenherz nur noch das Elementare will, den Stein, die Keule, und Zündnadel und Chassepot (preußisches und französisches Infanteriegewehr) wie bloße Nippaschen beiseite wirft“. Französische Zivilisten vergriffen sich nach der Schlacht an wehrlosen Verwundeten, das preußische Militär rächt das schrecklich. Das tastet auch das Selbstgefühl der Offiziere an, die sich für Vertreter einer zivilisierten Nation halten. Der preußische König Wilhelm I. und sein Sohn sind schockiert.

Es ist ein Vorzug Arands, dass er den Krieg auch von dessen moralisch schäbiger Seite zeigt, ohne es sich zu einfach mit der Verurteilung der Beteiligten zu machen. Merkwürdig allerdings, dass er immer mal wieder davon redet, dass auf den Schlachtfeldern die einfachen Soldaten für

die Interessen der Elite verbluten, obwohl er nicht weniger oft betont, dass die Verluste unter den Offizieren ähnlich hoch sind. Der Sohn des preußischen Kriegsministers Roon fällt, und Bismarck kommt aus der Angst um seine Söhne nicht heraus; dass einer von ihnen eine schwere Verwundung überlebt, ist ein Glücksfall.

Mit dem Revolutionszeitalter hat die ideologische Aufladung der Kriege begonnen, 1870/71 macht da keine Ausnahme. Auch wo es Reserven gibt wie in Bayern, entwickelt sich rasch ein gemeinsames Nationalgefühl. Die Überquerung des Rheins, meist mit der Eisenbahn, löst bei den Truppen regelmäßig patriotische Empfindungen aus. Entsprechendes gilt für die französische Seite. Dazu gehört die weitere Steigerung der Feindseligkeit. Die Entlassung von Offizieren auf

Ehrenwort – dem Versprechen, sich nicht mehr an Kampfhandlungen zu beteiligen – ist eigentlich überholt, die Offiziere fühlen sich mehr der Nation verpflichtet als ihrem gegebenen Wort.

Vor allem in der zweiten Phase des Kriegs nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs bei Sedan zeigt sich die Stärke der nationalen Empfindung. Der Volkskrieg der Franzosen mitsamt den Aktivitäten der Freischärler (Franc tireurs) setzt ein, erfolglos, auch erkennbar sinnlos, aber nicht einfach aufzugeben. Die deutschen Soldaten reagieren verbittert auf diese Verlängerung des Kriegs. Sie halten die Sache für entschieden, und nun geht es doch weiter, in Kälte, Nässe, Schnee. Moltke sieht in diesem Versuch, die nationale Ehre um jeden Preis zu verteidigen, nur unnötige Opfer, der Krieg nehme „einen im-

mer gehässigeren Charakter an. Schlimm genug, wenn sich die Armeen zerfleischen müssen; man führe doch nicht die Völker gegeneinander, das ist kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt zur Barbarei.“ Dem sind wir heute geneigt zuzustimmen. Aber dass es Angehörige der Elite waren, die so dachten, Moltke und Bismarck, der König und der Kronprinz, das hat etwas Irritierendes. STEPHAN SPEICHER



Tobias Arand: „1870/71“. Die Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges erzählt in Einzelschicksalen.

Osburg Verlag, Hamburg 2018, 693 S., geb., 30,- €.

Ein Flüchtling, der sich wie im Urlaub fühlt

Josepha Mendels hat mit „Du wusstest es doch“ einen provozierenden Roman über jüdisches Exil im Zweiten Weltkrieg geschrieben

Arno Geiger hat im vergangenen Jahr einen Roman veröffentlicht, dessen Reiz darin bestand, den Zweiten Weltkrieg in ungewohnter Banalität des Guten darzustellen. Ihn also aus der Perspektive eines anständigen Teils der Zivilbevölkerung zu erzählen. Im Zentrum standen zwei junge Menschen jenseits der Front: die Reichsdeutsche Margot gemeinsam mit ihrem Säugling auf Erholung am Mondsee und der Wiener Soldat Veit, der dort eine Kriegsverletzung auskurieren soll. Wie bei jedem Kriegsroman regierten auch in „Unter der Drachenwand“ die Ereignisse an der Front das Geschehen – aber als Latenzerscheinung. Der Himmel verdüstert sich nach jedem Bombenabwurf, doch unter der Drachenwand gibt's Kinderjuchzen und Eierspeise. Geiger griff damit die Perspektive des umstrittenen Fernsehdreiteilers „Unsere Mütter, unsere Väter“ aus dem Jahr 2013 auf.

Der Wagenbach Verlag hat sich nun mit dem Roman „Du wusstest es doch“ an die Übersetzung einer niederländischen Autorin gemacht, die schon 1948 in dieser Doppelbändigkeit über den Krieg schrieb. Dieser Weg war nicht nur nach Böll der deutschen Nachkriegsliteratur lange versperrt geblieben. Bei Josepha Mendels existieren Familienschicksale unumwunden neben der Ekstase des Augenblicks. Im Zentrum stehen der jüdische Dichter Frans Winter und seine Geliebte, die rebellische Henriëtte Bas. Beide sind den Deportationen in den besetzten Niederlanden entkommen und finden in London Unterschlupf und Arbeit. Sie begegnen sich im Hyde Park und werden Freunde, Geliebte, Komplizen. Gegen jede Konvention gelingt es ihnen sogar, unter einem Dach zu wohnen. Frans hat Frau und Kinder zurückgelassen,



Der Protagonist Frans kann der Deportation entkommen, seine Mutter leider nicht: Sie wird verschleppt ins Konzentrationslager Theresienstadt. Foto AP

en, die Frans Winter mit einem Schleppler durchquert, an Bord eines Klippers mit Zielhafen London, in die Vernichtungslager der Deutschen. Doch schon in Madrid, wo Frans nach dem Pyrenäen-Abenteuer Zeit absitzt, denkt er über sich selbst: „Der Flüchtling hört zu, er fühlt sich wie im Urlaub.“

Nach einem Umweg über ein Madrider Gefängnis gelangt Frans nach London und bildet mit Henriëtte ein Paar auf die denkbar unkomplizierteste Weise. Sie nennen einander Wichtel und Rädertier, Letzteres ein Vierzeller, der vor allem

deswegen begeistert, weil das Männchen im Eheleben eine untergeordnete Rolle spielt. Männliche Rädertierchen werden nur kurz vom anderen Geschlecht geduldet. „Danach verschwinden sie endgültig von der Bildfläche.“

Aber zunächst ist noch Schonzeit im Jagdrevier: „Als Gott Stille wollte, schuf er die Nacht. In dieser Stille haben Rädertier und Wichtel gegenseitig ihre Körper erkundet.“ Gleichzeitig greift Frans auch nach anderen Gelegenheiten: „Never tie your shoelaces in a cucumber field“, empfiehlt er einer jungen Frau, die sich in der Subway zu weit nach unten bückt. Dass Henriëtte auch kein Kind von Traurigkeit ist, bringt das Rädertier allerdings in arge Seelennöte. Nicht umsonst wird Josepha Mendels als Ikone des Feminismus gefeiert. Ihm sei schon klar, dass sie ihn wieder verlassen werde, sagt Frans zu Henriëtte. Aber natürlich macht er ihr ungerechte Szenen. Einmal hat Henriëtte die Kühnheit, zu seinem Geburtstag sämtliche Flammen einzuladen. Das klingt nach den Lebensstlexperimenten der Zwanziger. Und natürlich nach denen der sexuellen Revolution. „Verheiratet, für die Dauer des Kriegs“, so definiert Henriëtte ihren Beziehungsstatus. „Immerhin ist es das erste Mal, dass ich meine Unabhängigkeit aufgeben. Wahrscheinlich weil ich weiß, dass ich wieder allein sein werde, sobald Frieden ist.“

Dieser stilistisch unbefangene, fast kindfräuliche Roman hat aber noch mehr zu bieten als Reflexionen über die Liebe im Ausnahmezustand. Auch zum Judentum finden sich interessante Kapitel. Wie Frans einmal bemerkt, habe die „Judenfrage“ für ihn bis 1940 gar nicht existiert. Plötzlich war er dann aber Jude, wurde als solcher verfolgt und soll vor-

erst nicht Teil einer Repatriierungsdelegation in die Niederlande sein. Man fürchtet, der nach wie vor grassierende Antisemitismus vertrage sich nicht mit der Rückkehr allzu vieler Landsleute jüdischer Herkunft. Später, heißt es, habe Frans im Laufe der Jahre ein „Klapp-Sinnesorgan“ ausgebildet, mit dem er wachsam und argwöhnisch jedem Anzeichen von Antisemitismus in Zeitungen oder Zeitschriften, bei Zeitgenossen oder geschätzten Autoren wie Henry Miller nachspüre.

Eines Tages endet das Märchen von Frans und Henriëtte. Der Krieg ist vorbei. Der Weg zurück zur alten Familie oder zu dem, was von ihr geblieben ist, liegt vor den Exilanten wie eine Pflicht. Die Frage des Vergessenmüssens betrifft nun nicht mehr nur die kriegsbedingten Traumatisierungen der Liebenden, sondern auch ihr kriegsbedingtes Glück. Einmal noch, Jahre später, sieht Frans Henriëtte durch das Fenster eines Ladenlokals. „Aber als sie sich dem Fenster zuwendet, winkt ihm der Weg ins Vergessen.“ Dieser Roman, der auf leichten Füßen die ganz großen Themen des Exils und der Nachkriegszeit behandelt, wird länger auf der Bildfläche der relevanten Nachkriegsliteratur bleiben als ein weibliches Rädertierchen bei seinem Gatten. KATHARINA TEUTSCH



Josepha Mendels: „Du wusstest es doch“. Roman.

Aus dem Niederländischen von Marlene Müller-Haas. Wagenbach Verlag, Berlin 2018, 192 S., geb., 20,- €.

Familienfluch und -flucht

Lukas Linders Romandebüt „Der Letzte meiner Art“

Um den Titel dieses Romans zu verstehen, muss man ihn bis zum Schluss lesen, die Geschichte also zu Ende erzählen lassen. Das mag banal klingen; bei welchem auch nur einigermaßen gelungenen Buch täte man das nicht? Aber viele andere Titel sind derart sprechend, dass man die Lektüre des von ihnen Betitelten eigentlich gar nicht mehr bräuchte, zumindest nicht deswegen, weil in der Benennung ein Geheimnis läge. Nehmen wir nur etwa „Ein ganzes Leben“ von Robert Seethaler oder überhaupt alle Buchtitel dieses wunderbaren Autors: Sie verkünden, was sie sind. Das ist bei Lukas Linders Roman „Der Letzte meiner Art“ ganz anders, weil die angesprochene „Art“ unbestimmt bleibt, fast das ganze Buch hindurch. Und es auch hätte bleiben können, weil der Ich-Erzähler kurz vor Schluss noch feststellt: „Heldengeschichten wurden nie zu Ende



Lukas Linder: „Der Letzte meiner Art“. Roman.

Verlag Kein & Aber, Zürich 2018, 271 S., geb., 19,- €.

erzählt. Sie endeten, bevor die Wahrheit auf den Tisch kam. Die Wahrheit war nie heldenhaft. Damit galt es sich abzufinden. Das letzte Bild war immer eine Karikatur.“ Es wird in seiner eigenen Erzählung nicht anders sein.

Der da erzählt, heißt Alfred von Ärmel, und dieser Name, den Linder seinem prospektiven Helden verpasst hat, zeigt schon deutlich, dass er es nie zum Helden bringen wird. Schon Alfreds Eltern waren keine starken Triebe in ihren jeweiligen Familienstammesbäumen; als die Mutter Agnes als junge Frau einmal für einen Monat von zu Hause weglief, fand sie nach ihrer Rückkehr den eigenen Abschiedsbrief an ihre Eltern ungeöffnet vor. Niemand hatte sie vermisst. Derartige Desillusionierungen über heroisch gedachte Handlungen gibt es hier einige, und sie alle haben etwas Tragikomisches.

Ja, dieses Buch ist komisch, weil es weinerlich ist und weinerlich stimmt. Der Ich-Erzähler schaut mit einem gerüttelt Maß Selbstmitleid auf sein Geschick. Es ist aber auch komisch, weil Linder als versierter Theaterautor weiß, wie man Dialoge zuspitzt. Das Romandebüt des vierunddreißigjährigen Schweizer hat daneben jedoch genuin belletristische Kunstgriffe zu bieten, etwa eine von Alfred und seinem älteren Bruder Thomas imaginierte Version der mütterlichen Ausreißgeschichte, die so lautet: „Nachdem Mutter von zu Hause weggelaufen war, hatte sie sich einem Zirkus angeschlossen, wo es einen Clown gab, in den sie sich unsterblich verliebte... Ein Bild von einem Mann. Außerdem war er natürlich mit einem umwerfenden Humor gesegnet... Dann aber wurde er während der Vorstellung von einem Löwen gefressen, einer Kindervorstellung, wohlgerückt. Noch im Magen des Löwen soll Ernesto gelacht haben. Mutter trat die Flucht an, kehrte ruhig nach Hause zurück, heiratete unseren Vater, wurde depressiv, Ende.“ Der Wunsch nach Abschluss der Unwägbarkeiten des Daseins ist ein bestimmender Zug in der Familie von Ärmel. Nur hat die gegenwärtige junge Generation nicht mehr jene Mittel, über die etwa Alfreds gleichnamiger Vorahre verfügte, der dank seiner kriegerischen Grausamkeit als heroischer „Schlächter von Marignano“ in die Geschichte seiner Heimatstadt Bern eingegangen ist. Kurz gesagt: Alfred dem Jüngeren fehlen zum Schlächter Statur und Natur gleichermaßen. Er ist ein Muttersöhnchen von achtzehn Jahren.

Und verliebt in eine etwa dreißig Jahre ältere Frau namens Ruth. Diese Liebe kann ihm auch durch beginnende Verfallserscheinungen seiner Angehimmelten nicht ausgetrieben werden: „Während sich Ruth die Hüheraugen-Pflaster aufklebte, bemerkte ich, dass sie auf dem linken Fuß eine Tätowierung hatte. Was ist das? „Es hätte ein Kranich sein sollen. Doch der Tätowierer war eine Niete. Das Ding hat sich schrecklich entzündet und ist so geblieben. Jetzt sieht es aus wie ein plattgefahrener Kranich.“ Der von Alfred über die Liebe zu Ruth kompensierte Mutterkomplex wird schon daran deutlich, dass Agnes von Ärmel von ihrer ominösen Familienflucht mit einer – allerdings prächtigen – Tätowierung auf dem Rücken zurückgekommen war, die ihr Sohn als Kind immer aufs Neue bestaunte. Sosehr er in seinen eigenen Augen aus der Art geschlagen scheint, so wenig hat doch auch er sich jemals aus den Familienbanden lösen können – ein Familienfluch der eigenen Art.

„Der Letzte meiner Art“ erzählt in vielen kleinen, nicht selten peinlichen Episoden eine große Geschichte vom Gefühl, Erwartungen nicht gerecht werden zu können. Dass die Lektüre trotzdem etwas Tröstliches hat, verdankt sich Linders unpräzisen Blick auf seinen jungen Jammerrappen, der weder zum Gegenstand unseres Spotts noch unseres Identifikationsbedürfnisses taugt. Dieser Romandebüt ist, um ein altes, wunderschönes Wort zu gebrauchen, apart. A part bedeutet auf Französisch „abseits“, „einzeln“, „besonders“. Das alles charakterisiert Alfred gut. Und auch den Roman, dessen Erzähler er ist. Nicht, dass Lukas Linder damit große Kunst geschaffen hätte. Aber abseitige Unterhaltung, weit weg vom Üblichen. ANDREAS PLATTHAUS